

## Kommentar

Klaus Lackner

## Rohrkrepierer digitale Signatur



Irgendwie wirkt es schon gespenstisch. Sobald eine elektronische Signatur mit einer elektronischen Transaktion in Berührung kommt, scheint der Misserfolg besiegelt. Noch immer tippt ein Großteil der E-Banking-Kunden Österreichs lieber bei der Anmeldung den Anmeldenamen und das Passwort sowie bei einer Transaktion die TAN (Transaktionsnummer) in den Computer ein, als sich eine digitale Signatur auf Bankomat oder E-Card brennen zu lassen, um alles zu vereinfachen. Das Gleiche gilt für die elektronische Übermittlung von Rechnungen.

Auch diese müssen mit einer digitalen Signatur geschützt sein. Österreichs Unternehmen aber drucken lieber, kuvertieren lieber, rennen am allerliebsten zur Post, schlecken Briefmarken ab und überreichen die nach Postleitzahlen sortierten Rechnungen hochfeierlich dem Postmitarbeiter.

Doch woran liegt es, dass zum Beispiel wenige Hundert Finanz-Online-Benutzer den Dienst mit digitaler Unterschrift nutzen und mehrere Hunderttausend lieber mit Passwörtern ihre Einkommensteuer einreichen? Warum nutzt ein technikaffines Ein-Personen-Unternehmen, wie ich eines bin, der Quartal für Quartal seine Steuern elektronisch anmeldet, nicht die von Gott gegebene digitale Signatur? Warum wundere ich mich und lass die Chance verstreichen? Weil es mich kostet! Es kostet *mich*, obwohl ich dem Staat, meiner Bank dadurch sparen helfen würde. Doch ich, ich darf zahlen. Das ist bei größeren Unternehmen grundlegend anders. Hier stehen geringe Investitionen einem sehr hohen Einsparungspotenzial gegenüber. Doch die elektronische Rechnungslegung dümpelt weiter vor sich hin. Warum bloß? Liegt die offensichtliche Abneigung etwa in der Natur der digitalen Signatur?

Mario Koepl

## Zum Leben und Sterben zu wenig



Täuschungen, wohin das Auge blickt. Zwar wird uns vorgegaukelt, dass unsere Klein- und Mittelbetriebe (KMU) boomen und jedermanns Liebling sind, doch die Realität sieht anders aus. Das „Rückgrat unserer Wirtschaft“, der gelobte „Motor unserer Beschäftigungspolitik“ befindet sich Tag für Tag unter massivem und leider oft letalem Druck. KMU sorgen zwar für die meisten Arbeitsplätze, Steuerabgaben sowie unzählige wichtige und neue Impulse, aber sie werden von all jenen, denen die Prosperität

dieses Segments eigentlich am Herzen liegen sollte, sträflich im Stich gelassen. Statt breitenwirksam verkündeter Förderungen oder Unterstützungen setzt es in der Realität des Tagesgeschäfts vielmehr herbe Prügel.

Es ist beileibe kein Wunder, wenn sich mancher Kleinunternehmer mit seinem innovativen Gedankengut, seiner Energie und seiner Schaffensfreude oft hilflos so mancher banal erscheinender, jedoch existenzbedrohender Tatsache gegenüber sieht. Was nützt schon die beste Idee, wenn sie im Dschungel der Bürokratie und der behördlichen Auflagen verschwindet? Was nützt den kleinsten KMU oder Ich-AGs jegliche Euphorie über Aufträge, wenn aufgrund katastrophaler Zahlungsmoral die termingerechte Begleichung der Rechnungen ausfällt und dadurch verheerende finanzielle Engpässe entstehen? Was nützen Steuererleichterungen, die nur wenige wirklich betreffen, während eine Abgabenflut den „Kleinen“ den Hals zudreht? Während Lippenbekenntnisse und Alibi-Aktionismus fröhliche Urstände feiern, befinden sich viele KMU heute in einer Situation, die mit „Zum Leben und Sterben oft zu wenig“ umschrieben werden kann. Da vergeht einem der Spaß, und man möchte vielmehr zornig losbrüllen und den Verantwortlichen die Fäuste zeigen!

## Experte dringend gesucht

Ein zentrales Problem der österreichischen Klein- und Mittelbetriebe ist der Fachkräftemangel. Eine der Ursachen dafür reicht zurück in die Ausbildung von Grundlagen – in den Schulen.

Christian Ellison

Heimische Klein- und mittlere Unternehmen (KMU) müssen Innovationstreiber sein – hört man allerorten von Politikern, die es gut meinen. Einige nicht schlecht dotierte Förderprogramme sollen dabei behilflich sein. Gefördert werden Ideen, Projekte und letztlich im Zeichen der Osterweiterung der Europäischen Union auch Kooperationen mit Partnerländern, die noch nicht lange zum vereinten Europa zählen.

Schön und gut. Nur: Woher nehmen die Klein- und Mittelbetriebe jene Techniker, die die Ideen für die Innovationen und auch das nötige Know-how für deren Umsetzung haben? Scheinbar nicht hauptsächlich aus Österreich.

Erst kürzlich wurde abermals der Ruf nach mehr Technikern laut. Das Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft erhob für das Jahr 2010 eine jährliche Lücke von etwa 1000 Absolventen in den 15 von Unternehmen meistgefragten, industrienahe technisch-naturwissenschaftlichen Fächern. Betroffen sollen diesbezüglich vor allem Maschinenbau, Elektrotechnik und Werkstoffwissenschaften sein. Und das trotz steigender Absolventenzahlen. Der banale Grund: Die Nachfrage stieg unverhältnismäßig stärker an.

Das heißt also im Klartext: Das Interesse an den Studien für industrienahe Disziplinen wächst, aber es wächst offenbar nicht stark genug. Die Schüler entscheiden sich immer noch lieber für prominentere Fächer wie Biotechnologie, Betriebswirtschaft oder Jus. Nur gibt es da bereits ausreichend Absolventen.

Doch wie kann man die Technikinteressierten zu Maschinenbau, Elektrotechnik und Werkstoffwissenschaften lenken, damit sie dort in kleinen, mittleren, aber auch in großen Betrieben für mehr Ideen, somit auch für mehr Innovationsfreudigkeit, und für mehr Qualifikation sorgen und letzten Endes helfen, das Wachstum der Ökonomie anzukurbeln?

## Fehlendes Basiswissen

Am ehesten wohl durch die Vermittlung des Basiswissens in den Schulen, beim Unterricht in Mathematik, Physik und Chemie. „Wozu diese Fächer?“, fragen sich noch heute in Zeiten des unaufhaltsamen Fortschritts im Technologiebereich viele Kinder und Jugendliche.

Das liegt aber nicht an ihrem Unwillen, den „Gegenstand“ zu erlernen. Das liegt wohl eher an den verstaubten, übervollen Lehrplänen, die die zukünftigen Techniker und Technikerinnen anstrengen und zum Teil überfordern. Dazu kommt, dass es

noch immer im Leben eines Schülers als viel peinlicher bewertet wird, das Geburtsjahr von Goethe oder die Anzahl der Kinder von Kaiserin Maria Theresia nicht zu wissen, als von Stromkreisen oder Materialeigenschaften keine Ahnung zu haben.

Wer soll sich da ernsthaft für Elektrotechnik oder Maschinenbau interessieren? Und wenn er sich dafür entscheidet: Verfügt er mit der Bildung wirklich über die Basis, ein Studium erfolgreich abzuschließen und dann auch einen passablen Job zu finden? Viele Experten an den Universitäten sagen: Nein. Die Defizite in den Grundlagen seien sehr groß. Zu groß.

Letztlich ist es dann kein Wunder, wenn Unternehmen in Österreich Fachkräfte aus dem Ausland holen wollen, um im Kampf um die bessere Position auf dem Markt auch die besseren Köpfe in ihren Reihen sitzen zu haben. Das betrifft auch andere Fächer als die genannten: In der Informationstechnologie zum Beispiel sind rumänische Fachkräfte recht beliebt, nicht nur hierzulande. Offenbar hat man im noch jungen EU-Land Rumänien schon vor langer Zeit in die (Grund-)Ausbildung des Nachwuchses investiert und kann damit nun punkten. Eine Strategie, die man vielleicht hierzulande auch verfolgen sollte.

## Karikatur der Woche



Fachkräftemangel in heimischen Betrieben:  
- Wen wunderts?

Zeichnung: Kilian Kada